

Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 6 (1949)
Heft: 3-4

Artikel: Zur Basler Gelehrten Geschichte des 18. Jahrhunderts : neue Funde in der Universitätsbibliothek
Autor: Schwarber, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-387634>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich Hugs sensitives Verhältnis zur Lithographie, der er die feinsten Tonwerte vom tiefen Schwarz bis zum verschwebenden Grau abzugewinnen weiß. Und zu dem Zeichner gesellt sich der starke Empfinder des Dichterischen, der dem

Wort die überzeugende sichtbare Gestalt gibt. Es mag bei dieser Gelegenheit verraten werden, daß Hug eine Reihe von Zeichnungen zu Verlaines «Parallèlement» schuf, die seit langem auf einen bibliophilen Verleger warten.

Karl Schwarber | Zur Basler Gelehrtengegeschichte des 18. Jahrhunderts

Neue Funde in der Universitätsbibliothek Basel

Dette flottante» nannte sie ein geistreicher welscher Fachkollege und belegte mit diesem treffenden Ausdruck jene mit Staub behaftete und ein wenig nach Moder riechende Paperasse, die seit Urväters Zeiten in Dach- und Kellerwinkeln alter Bibliotheken aufgeschichtet liegt, wegen Personal mangels und der drängenden Sorge für die Bedürfnisse des laufenden Tags nie den Weg in die Verzeichnisse gefunden hat, geduldig ihrer Urständ harret und als ungetilgte Schuld von einer Bibliothekargeneration an die andere weitervererbt wird. Die *Basler Universitätsbibliothek* mit ihrer bald fünfhundertjährigen Vergangenheit kennt die «dette flottante» ebenfalls. Heute darf ich dieses Geständnis wagen, ohne «öffentliches Aufsehen» zu erregen. Unsere «dette flottante» ist nämlich in den letzten Jahrzehnten dank zusätzlicher Bemühungen zu einem schmalen Rinnsal geworden, dessen Versiegen in Bälde erwartet werden darf. Beruflich betrachtet ist dieser Vorgang zweifellos als begrüßenswerter Gewinnposten zu buchen – der Mensch im Beamten kann aber dabei ein Gefühl des Bedauerns nicht unterdrücken. Denn mit der Einreihung dieser «wilden» Drucke und Handschriften in das Heer ihrer katalogisierten, nummerierten und abgestempelten Genossen und Genossinnen entschwindet der betörende Zauber bibliophiler Robinsonaden auf Nimmerwiederschen. Alles, was das Haus an der Schönbeinstraße an Gedrucktem und Geschriebenem birgt, wird in jener nicht mehr allzu fernen Zeit vom kühlen Hauch der reinen Vernunft umflutet sein. Aus, unwiderstehlich aus wird es sein mit dem fiebrigen Herumstöbern in unbekannten Bücherbezirken, vorbei mit jenen Entdeckungen, die einem vor Freude schier den Atem verschlagen. Es wird uns dann nie mehr gelingen, wie es noch vor wenigen Jahren der Fall gewesen ist, aus einem Stoß unfruchtbarer Doktordissertationen des 17. und 18. Jahrhunderts die *seltene erste Buchausgabe der Lutherschen Thesen* aus der Basler Offizin des Johannes Froben vom Jahre 1517 ans Licht zu ziehen, oder bei der Sichtung eines Stapels von *Landkarten* die Hand auf *zwei Blätter des Venetianer Formschniders Giovanni Andrea Vavassore* aus den Jahren zwischen 1507 und 1522 zu legen, von denen in der ganzen Welt nur zwei oder drei

Exemplare vorhanden sind. Dies heißt man beseligendes Finderglück!

Vor einigen Wochen stand ich wieder einmal vor den Schränken unserer «dette flottante», den Mitteln und Wegen nachsinnend, wie sie am zweckmäßigsten abzutragen wäre. Beim flüchtigen Betrachten der obersten Schaftbretter weckte ein unsorgfältig in körniges Packpapier eingewickelter Buch meine Aufmerksamkeit. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, griff zu, löste die Verschnürung und blickte in die sich verschiebenden losen Bogen eines prächtig geschriebenen arabischen Folianten, eines vollständigen *Korans*, der aus dem 16. Jahrhundert herrühren mochte. Der gleiche Umschlag beherbergte in Gestalt einer unansehnlichen Oktavbroschüre ein Bruchstück dieses mohammedanischen Buches der Bücher, dessen feierlich anmutende Schriftzüge eine noch ältere Herkunft erraten ließen. Auf welchen Pfaden waren diese beiden ehrwürdigen Muselmänner in unser Haus geraten? Wie lange mochten sie darin ungestört geschlummert haben? Kein Vermerk, kein Besitzereintrag, nichts befriedigte meine Neugier. Waren es vielleicht abgesplitterte Teile aus der Bibliothek des hochbegabten Basler Orientalisten und Professors der arabischen Sprache in Leiden, *Hieronymus Harder* (1648–1674), der auf einer Reise ins Morgenland zu Konstantinopel sein junges Leben lassen mußte? Auf dieser Fahrt hatte er nach türkischen, arabischen und persischen Handschriften gefahndet, die nach seinem Tode von den Erben der Universitätsbibliothek als Geschenk dargebracht wurden. Eine bloße Vermutung, die durch keine Tatsache gestützt wird!

Dieser zwar hübsche, aber kaum schwer wiegende Fund schlug den Funken heraus, der den Romantiker im Bibliothekar in Flammen setzte. Mit eiligen Fingern tastete ich dem in halbem Dunkel stehenden Schaft entlang und stieß dabei auf ein Bündel von Briefen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, diesamt und anders an den Basler Mediziner und Botaniker *Wernhard de La Chenal* (1736–1800) gerichtet waren. In La Chénals Adern pulste bestes Basler Gelehrtenblut. Sohn eines Apothekers, stammte er mütterlicherseits von dem bedeutenden Arzt und Pflanzenkenner *Theodor Zwinger* (1658–1724) ab. Von klein auf wuchs er in die beiden Fächer hinein,

denen er sein Leben weihen sollte, ward ein gesuchter Doktor und Anatom seiner Vaterstadt und glänzte seit 1776 als Zierde der Universität in der «Scientia amabilis», der Pflanzenkunde. Von *Albrecht von Haller* und *Karl Linné* angeregt und belehrt, brachte er es in der Botanik zur Meisterschaft und zu beachtlichem Ansehen, trotzdem er dem Druckergewerbe nicht viel zu verdienen gab. Seine Veröffentlichungen beschränken sich auf die Doktorthese und einige Aufsätze in den *Actis Helveticis*. Die Liebe La Chenals galt dem *Botanischen Garten*, dem *Hortus medicus*, der seit dem Ende des 17. Jahrhunderts neben dem Predigerkloster am Petersgraben untergebracht war. Albrecht von Haller hat 1728 der Anlage einen Besuch abgestattet und sein Urteil in die folgenden Worte gefaßt: «Er wäre sonst groß genug, allein der Raht hat den größten Theil an einen Bürger ausgemietet, das übrige Winkelchen bedeutet nichts und hält noch nicht hundert Pflanzen.» Zweiundeinhalb Jahrzehnte später war es um den Garten besser bestellt. Als ich den Stoß Briefe durchblättere, begegnete ich mitten drin einem schmalen Büchlein mit der Überschrift «*Plantae Horti medici Basiliensis 1754-1755*». Es bietet, wahrscheinlich von der Hand Prof. Johann Rudolf Zwingers (1692–1777) verzeichnet, eine vollständige Liste der damals hochgezogenen Gewächse, eingeteilt in vierundzwanzig Ordnungen. 745 Pflanzen sind darin aufgeführt. Das Heft endet mit einem Katalog der in den Jahren 1754 und 1755 im «*Hortus medicus*» geernteten 464 Samenarten. Man sieht, der Garten hat seit der Besichtigung durch Albrecht von Haller an Umfang wesentlich gewonnen. Dafür ließ die Betreuung zu wünschen übrig. Der Gärtner durfte nach Gutdünken schalten und walten und benützte die schlaffen Zügel, um seinem schmalen Gehalt durch reichlichen Anbau von Gemüse, Obst und Wein etwas Auftrieb zu verleihen. Das alles wurde von Grund auf geändert, als La Chenal 1776 den Katheder für Botanik bestieg. Er hob den Garten inhaltlich und betrieblich auf die Stufe der damaligen Wissenschaft und griff für diesen Zweck tief in den eigenen Sack. Mit Recht steht heute die Büste mit seinen edel geformten Zügen vor einem Boskett unseres Botanischen Gartens an der Schönbeinstraße. Darf doch Wernhard de La Chenal das Lob für sich beanspruchen, den echten Forschergeist in diese Stätte hineingetragen und sie in den Mittelpunkt des botanischen Unterrichts in Basel gerückt zu haben. Der eben aufgespürte *Briefwechsel* unterstreicht diesen Sachverhalt.

Er spricht in etwa 130 Äußerungen zu uns, die den Zeitraum von 1770–1794 bedecken und ihren Ursprung in der Schweiz, in Frankreich, Deutschland, Österreich und Schweden haben. Ihre Gedanken kreisen mit wenigen Ausnahmen um das Reich der Kräuter. Bestimmungen werden verlangt, Erfahrungen und Forschungsergebnisse mitgeteilt, Indices plantarum übersandt, Samen und Setzlinge ausgetauscht. Die Erweiterung seiner gediegenen Bibliothek betreibt La Chenal mit gewissenhafter Umsicht und ohne vor erheb-

lichen Kosten zurückzusehen. Buchhändlerrechnungen und Nachrichten seiner Kommissionäre zeugen eingehend von dieser Seite seiner Geschäftigkeit. Verleger suchen seine Dienste, unter ihnen auch *Christoph Friedrich Cotta* in Tübingen (1764–1832), der ebenso lebenswürdige wie geschickte Schrittmacher der klassischen Literatur Deutschlands. Das ältere wie das jüngere Naturforschergeschlecht unseres Landes huldigt dem Basler Professor, geht bei ihm sozusagen schriftlich zur Schule. Er ist mit jenen Männern verbunden, die später die *Schweizerische Naturforschende Gesellschaft* auf ihren Schild heben werden, mit *Jakob Samuel Wytttenbach* (1748–1830), dem Helfer an der Heiligegeistkirche zu Bern und Gelehrten von europäischer Wertschätzung, ebenso mit dem Genfer *Henri Albert Gosse* (1753–1816), der als Anhänger der Ideen, aber nicht der Auswüchse der französischen Revolution als «*Botaniste républicain*» unterzeichnet. Häufig lassen die Briefsteller Bemerkungen rein persönlicher Art in den Gang der fachlichen Ausführung einfließen, wie der Berner Stadtarzt *Franz Ludwig Tribolet*, Dr. med. (geb. 1743), ständiger Sekretär der Ökonomischen Gesellschaft und Spitalverwalter, der am 9. März 1788 seinen Wunsch nach Samen mit dem folgenden Stoßseufzer der Erleichterung einleitet: «Endlich bin ich, Dank sey es der Vorsehung und meiner gütigen Obrigkeit, der medizinischen Sklaverey entrissen und in eine glückliche Lage gesetzt worden, in welcher ich mich ungehindert und unbekümmert meinen ehemaligen Lieblingsstudien wieder ergeben kann. Sie können sich, mein edler Freund, leicht vorstellen, daß die Botanik weit oben ansteht.» Der Berner Kreis ist ferner vertreten durch Dr. med. *Johann Georg Hoepfner* (1759–1813), der in der Aarestadt jener Epoche meteorhaft als Sammler, als Förderer junger Naturwissenschaftler und als Herausgeber des «Magazins für die Naturkunde Helvetiens» aufleuchtete, ohne jedoch tiefere Spuren zu hinterlassen. Schwerer ins Gewicht fallen die beiden Zürcher Dr. med. *Johann Jakob Römer* (1763–1819) und Dr. med. *Paulus Usteri*, der nachherige bedeutende Staatsmann und Journalist, die beide das Wissen La Chenals vor den Wagen ihres neu begründeten «Magazins für Botanik» spannen wollen.

Mitunter wenden sich auch ausländische Kollegen von Bedeutung an den Basler Pflanzenkenner. Der als Mineralog und Montanist Welt-ruf genießende *Johann Jakob Ferber* (1743–1790), Schwede von Geburt, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, ein scharf beobachtender und klar denkender Kopf, der auf seinem besondern Schaffensgebiet in mancher Beziehung bahnbrechend geworden ist und nebenbei Schüler von Linné war, besucht La Chenal im Jahre 1769, findet Gefallen an ihm und spinnt die persönliche Bekanntschaft in einigen Briefen weiter aus. Sogar der große *Antoine Gouan* (1733–1821), Lehrer an der Universität in Montpellier und Leiter des dortigen botanischen Gartens, «le correspondant le plus chéri» von Linné, stellt sich durch Vermittlung des Mülhauser Medizin-

studenten Jakob Koechlin mit einer Botschaft bei La Chenal ein. Daß der Straßburger Universitätsprofessor und Dr. med. *Johann Hermann* (1738–1800) mit seinem Basler Fachgenossen in lebhaften Verkehr gerät, ist durch die räumliche Nachbarschaft, die weitgehende Übereinstimmung in den pflanzengeographischen Gegebenheiten der Rheinebene und die gleiche Lehr-tätigkeit bedingt. In unserem Dossier stecken rund zwanzig Zuschriften als Belege dieser schönen Studiengemeinschaft.

Es liegt nun an den Adepten der *Scientia amabilis Basiliensis*, die neu zu Tag geförderten Schriftstücke auf ihren wissenschaftlichen Gehalt zu prüfen. Die knappe Schilderung dürfte angedeutet haben, daß sie jedenfalls einen bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte des Basler Botanischen Gartens und zur Lebensbeschreibung seines namhaftesten Förderers im 18. Jahrhundert, Wernhard de La Chenal, zu liefern vermögen. Der Fund ergänzt ferner – wenn auch auf einer niedrigeren Stufe – den «Briefwechsel der Basler Botaniker des 18. Jahrhunderts, Achilles Mieg, Werner de La Chenal und Jacob Christoph Ramspeck mit Albrecht von Haller», den *Hermann Christ* in Band 29, 1918 der Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel bearbeitet hat.

Welchen Umständen verdanken wir nun die Erhaltung des kleinen Dokumentenstapels? Sehr wahrscheinlich den Bemühungen des tüchtigen Professors der Mathematik an der Basler Universität, Bibliothekars unserer Universitätsbibliothek und Begründers der Naturforschenden Gesellschaft, *Daniel Huber* (1768–1829). Das Briefpaket war vermengt mit Teilen seines handschriftlichen Nachlasses, die bei dieser Gelegenheit ebenfalls aus der «Dette flottante» geborgen worden sind. Diesem wackern Gelehrten und Schaffer, der mit unermüdlicher Anteilnahme die Fortschritte der Naturkunde verfolgte, dem Vergangenen anhing und doch für die Zukunft besorgt war, ist es ohne weiteres zuzutragen, daß er im Schreibtisch seines verstorbenen und von ihm sehr geachteten Lehrers La Chenal gekramt hat, um für die Nachwelt zu retten, was ihn aufhebenswert dünkte.

Seinem bibliothekarisch geschulten Sammel-eifer verdankte ich übrigens in jener morgendlichen Stunde reizvollen Schnüffeln eine weitere Überraschung. Bei Aufräumarbeiten im Bücherhaus waren schon vor ungefähr 15 Jahren Bruchstücke der handschriftlichen Hinterlassenschaft Daniel Hubers zum Vorschein gekommen. Nach den Aufschriften zu schließen, hatte *Peter Merian* (1795–1883) in jungen Jahren die Papiere durchgesehen und dabei festgestellt, daß ihr wissenschaftlicher Gehalt kaum über die Grenzen Basels hinausreiche. Sie erschöpften sich in der Tat in Aufzeichnungen über die Vermessung unseres Kantons, in fleißigen, doch verdienstvollen geologischen, physikalischen, meteorologischen und astronomischen Beobachtungen, ferner in mathematischen Ergüssen und in Reisebeschreibungen mit autobiographischen Einschieb-

seln. Etwas später tauchte ein zu diesem Nachlaß gehörender Briefwechsel auf, den der Vater Daniels, *Johann Jakob Huber* (1733–1798), mit *Johann II Bernoulli* (1710–1790), *Maupertuis* (1698–1759) und andern Mathematikern angeknüpft hatte. Den Beziehungen Johann Jakobs mit Fixsternen am Himmel der Naturwissenschaften haftet nichts Erstaunliches an, hatte er doch als aufgeweckter und gern geförderter Student zu Füßen der Professoren Johannes II und Daniel Bernoulli gesessen. Ihre Lehren und ihre Gewogenheit ebneten ihm die Bahn zur abschließenden Ausbildung im Ausland und letzten Endes zu Amt und Würden. In den Jahren 1754 und 1755 finden wir ihn als «disciple intime» des hervorragenden Astronomen *James Bradley* (1692–1762) in Greenwich. Hier schuf er die Pläne zum Bau einer Seeuhr zur Bestimmung der geographischen Länge und Breite, wobei ihn, wie die Mär berichtet, die Londoner Chronometermacher Thomas Mudge (1715–1794) und John Harrison (1693–1776) um den Ruhm der Erfindung gekürzt haben sollen. Die Belohnung des englischen Parlaments für das brauchbare Instrument fiel jedenfalls nicht in den Beutel des darüber bekümmerten Johann Jakob Huber. Einem Wink Johann Bernoullis Folge leistend, regte Maupertuis im Frühjahr 1755 bei Friedrich dem Großen die Wahl Hubers zum Direktor der Potsdamer Sternwarte an. Sie kam zustande, und der junge Mann verreiste 1756 nach der Hauptstadt Preußens.

Als mir in diesen Tagen der blinde Zufall erneut einen Posten Manuskripte aus dem Eigentum seines Sohnes Daniel in die Hände spielte, erinnerte ich mich sofort an den Verkehr des Vaters mit berühmten Zeitgenossen der mathematischen Zunft. Und siehe da, die Jagd nach Papieren Johann Jakob Hubers war nicht umsonst! Wohl versorgt in Basler Büttenumschlägen blühte mir eine Fülle mit Tinte oder Bleistift bekritzelter Notizblätter entgegen: Mitteilungen an die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, zu deren Mitglied Johann Jakob Huber ernannt worden war, Eingaben an das «Board of Longitude» in London über den von ihm verbesserten astronomischen Quadranten, Briefentwürfe, Originale und Abschriften von Arbeiten der verschiedenen Bernoulli, Autographen aus Büchern, die von Daniel Huber an der Bernoullischen Gant in Basel im Jahre 1791 erworben worden waren, und – was dabei als sonderbar freundliche Laune des Schicksals erscheint – eine hübsche *Zahl von Bot-schaften und Schreiben von Johann II und Daniel Bernoulli an Johann Jakob Huber*. Es mochte der Ausdruck baslerischer Sparsamkeit gewesen sein, daß beide Bernoulli ihre kleinen Mitteilungen an ihn auf die Rückseite von Tarockkarten, einem Lieblingsspiel des 18. Jahrhunderts, geworfen haben (vgl. Abb.). Daneben liefen aber mehr-seitige, von Gelehrsamkeit strotzende Briefe hin und her, die zusammen mit den Antwortbrouillons Hubers auf uns gekommen sind. Der Hauptteil der Korrespondenz wurzelt in den Jahren 1754 bis 1756, in einer Zeit also, wo Huber in England

weilte und seine Basler Gönner die Anstellung in Berlin ins Auge faßten und glücklich zum Abschluß brachten.

Die Berufung an die Berliner Sternwarte und der Sitz in der Akademie Friedrichs des Großen bilden den Kern der Erörterungen. Darüber hinaus spiegeln die Briefe in ansprechender Weise die Gefühle freundschaftlicher Fürsorge wider, die Daniel Bernoulli für seinen einstigen Lieblingsschüler hegt, dem er in Privatstunden sein Bestes gegeben hat. Er kann sich kaum genug tun im Erteilen von Ratschlägen. Immer wieder weist er den in der Ferne lebenden Jünger an, ja nichts zu vernachlässigen, was für seinen künftigen Beruf ersprießlich sein könnte. Er deckt Lücken auf in seinen Talenten, in seinem Wissen. Er spart nicht mit Bemerkungen über physikalische und astronomische Gegenstände, über die Eigenschaften des Magneten, der Elektrizität, über die von Huber erdachte Seeuhr, über die Vervollkommnung von Kompaß und Fernrohr. Er heischt Bescheid über den Stand der naturwissenschaftlichen Forschung in England, weil er sich in Basel weit abseits von den entscheidenden Brennpunkten des wissenschaftlichen Geschehens, ja völlig vereinsamt fühlt. Er bittet Huber, ihm eine englische Sackuhr zu besorgen, die dieser schleunigst in der Werkstatt des Thomas Mudge anfertigen und seinem geliebten Basler Mentor zum Zeichen des Dankes und der Verehrung als Geschenk übermitteln läßt. Einige Briefstellen mögen die auf Vertrauen abgestimmte Haltung Daniel Bernoullis zu seinem ehemaligen Zögling veranschaulichen. Am 3. April 1755 schreibt er ihm: «Je reçois toujours, mon cher Monsieur, vos lettres avec ce plaisir que la seule amitié peut faire sentir; je compte beaucoup sur celle qu'il y a entre nous, sans quoi je n'aurais pas osé différer si longtemps cette réponse ... Vous avez un certain talent naturel pour tout ce qui demande beaucoup de justesse et d'exactitude. Quel bonheur

pour l'astronomie de vous posséder. Je ne connais personne plus propre que vous à lui conserver cette prééminence qu'elle s'est acquise par dessus les autres sciences. Mais quand vous aurez vu tout ce que la pratique renferme de mieux établi, j'espère que vous tacherez de vous perfectionner dans les théories et les calculs et surtout dans les lois de mécanique. Vos talens n'y sont pas moins propres, mais j'ai remarqué que vous n'y avez pas tout à fait le même goût. Consultez-vous vous même sur ce qui pourrait vous exciter davantage ce goût-là. Les problèmes piquent; ils donnent peu à peu l'esprit de méditation et quand vous l'aurez pris, rien ne vous arrêtera que l'impossible.»

Und am 18. August 1755: «Vous voilà donc, Monsieur, Membre de l'Académie Royale des Sciences de Berlin. Je vous en fais bien des complimens et j'en fais encore davantage à cette Académie, qui fait une belle acquisition, dont votre modestie ne vous laisse pas voir tout le prix. Mais votre absence me fera bien de la peine; c'est mon sort de n'avoir jamais personne avec qui je puisse parler de mon métier. Que j'eusse été charmé de profiter des nouvelles connaissances que vous avez acquises en Angleterre.»

Dann und wann flickt Daniel Bernoulli nach echter Basler Art seinen ebenbürtigen Berufsgenossen am Zeug. Über seinen ruhmbedeckten Landsmann *Leonhard Euler* urteilt er in einem Brief an Huber vom 27. Juli 1756: «Mr Euler est un homme admirable quand les principes sont bien posés; mais je ne l'aime pas ordinairement dans l'examen des principes. La physique et surtout la métaphysique ne sont pas trop de son ressort et c'est un grand malheur pour cet excellent homme de confondre son fort et son faible. ... La perfection des machines en général à mon avis n'aura jamais de grandes obligations à Mr Euler, qui donne ordinairement sur ces matières dans un certain gauche, qui révolte ceux qui entrent dans la vraie nature des choses.»

*Je prie Mons.^r le Prof. Huber
de remettre à mon domestique le
memoire du P. Mayer sur le passage
de venus sur le disque du soleil, que je
crois de lui avoir donné. J'ai recu du depuis
un recueil d'autres memoires sur ce sujet, qui
sont tou au service de Mons.^r le Professeur,
s'il en est curieux.
D. 1769. Dec. Daniel Bernoulli.*

Mitteilung von Prof. Daniel Bernoulli an Prof. Joh. Jakob Huber
auf einer Tarockkarte. Basel, Dez. 1769

Doch genug der Kostproben! Der Mensch in Johann Jakob Huber vermochte leider nicht zu halten, was Daniel Bernoulli vom Gelehrten erwartet hatte. Die überdurchschnittliche Begabung, die der Lehrer am Schüler entdeckt zu haben glaubte, hielt vor den harten Wechselfällen des Lebens nicht stand und verwandelte sich im Laufe der Jahre in ein ichbetontes und deshalb ertragloses, gegen andere verriegeltes Dasein. Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges und die Unmöglichkeit, die ihm anvertraute Sternwarte seinen Absichten gemäß auszustatten, bewogen ihn, schon nach zwei Jahren die Flinte verbittert ins Korn zu werfen und sich in seine Vaterstadt zurückzuziehen, wo er bis zu seinem im Jahre 1798 eingetretenen Tod kaum den Fuß außerhalb seines Hauses setzte.

Noch tiefer in den wiederaufgefundenen Papieren zu graben, sei der Gilde der Basler Mathematiker überlassen. Denn mit der Anzeige und der Bereitstellung der Quellen für die Benützung ist die Aufgabe des Bibliothekars beendet. Wohl bin ich mir bewußt, daß der Stoff, den ich als vermutlich letztes Strandgut aus der «dette flottante» unserer Universitätsbibliothek gerettet habe, keine umwälzenden Erkenntnisse spendet. Er ändert nichts an den bereits feststehenden geistesgeschichtlichen Umrißlinien unseres Gemeinwesens. Aber er füllt sie da und dort aus und findet in dieser Tat die Rechtfertigung seiner Bekanntgabe. Und verhält es sich letzten Endes nicht so, daß die Forschung aus dem Sammelbecken solcher «Kleinigkeiten» den Hauptbestand ihrer Nahrung schöpft?

Werner Heck | Die Erstdrucke in Goethes Schriften bei Göschen 1788–1790¹

Man sollte meinen, daß über die erste authentische und autorisierte, sogenannte «rechtsmäßige» Ausgabe von Goethes Werken die Bibliographen alles festgehalten haben, was nur irgendwie der Erwähnung wert scheint. Wenn wir aber, von Goedeke angefangen, die Fachbücher von Hirzel, Meyer, Kippenberg, Schulte-Strathaus durchsehen und auch die vielen Spezialuntersuchungen, besonders die von Behn über das Faustfragment in der Z. f. B., Jahrgang 1923, und die von Deneke über die Einzeldrucke (1787 bis 1790) in der selben Zeitschrift, Jahrgang 1909, studieren, finden wir immer wieder tief-schürfende Erörterungen über die bis zum Überdruß behandelte Frage der Chodowieckischen Kupfer und Hinweise auf den mutmaßlichen Erstdruck des Faustfragmentes, nirgends aber eine Zusammenstellung, *was denn überhaupt in der Göschen-Ausgabe erstmalig gedruckt wurde*. Diese Einseitigkeit hat auch in alle Antiquariatskataloge Eingang gefunden, die mit stereotyper Gleichmäßigkeit hervorheben, daß – je nach dem Stande der Forschung – sich in der Göschen-Ausgabe der erste bzw. zweite Druck des Faustfragmentes findet und daß ein Teil der Chodowieckischen Kupfer von Göschen in späteren Exemplaren als «elendes Zeug» eliminiert wurde. Als ob in diesen Feststellungen und anderen Tüfteleien über falsche Personenverzeichnisse, Privilege und durch Kartons ersetzte Blätter der Wert dieses Denkmals der Weltliteratur ausgeschöpft wäre! Gewiß sind auch diese Dinge für die Spezialbibliophilie von Belang, aber in erster Linie gilt es doch, dieser Ausgabe ihrem gesamten Inhalt nach gerecht zu werden, und das haben Bibliographen und Antiquare verabsäumt.

Bevor ich darauf näher eingehe, sei noch kurz aller früheren Ausgaben der Schriften gedacht; wenn es sich auch durchwegs um unerlaubte, von

Goethe nicht autorisierte Zusammenstellungen handelt, die textlich starke Mängel aufweisen, kann den Verlegern doch nicht das Verdienst abgesprochen werden, die Nachhaltigkeit des Dichterruhms des jungen Goethe erkannt zu haben. Dies gilt besonders für die erste, sehr seltene Sammlung, die *Heilmann* in *Biel* in drei Teilen, 1775–1776, herausbrachte; ihr folgte, 1775–1776, die *Himbursche Ausgabe* der Schriften in drei Teilen, die 1777 ein zweites und 1779 ein drittes Mal aufgelegt wurde, wobei für diese letztere ein vierter Band hinzukam, der auch als Supplement für die beiden früheren Auflagen gedacht war. Nun folgt die in *Bern* bei *Walther* und in *Amsterdam* bei *Schreuder* erschienene dreibändige Ausgabe, 1775–1776. Der *Schmiedersche Nachdruck* der Himburgschen Ausgabe umfaßte vier Bände, *Carlsruhe* 1778–1780, und wurde noch ein zweites Mal 1787 aufgelegt. Schließlich erschien in *Frankfurt* und *Leipzig* ohne Verlegerangabe eine vierbändige Ausgabe in den Jahren 1778–1780, die mit «2. Auflage» bezeichnet war, und endlich eine ebenfalls mit «2. Auflage» betitelte Ausgabe 1778 in *Reutlingen* bei *Johann Georg Fleischhauer* in drei Bänden, die 1784 wiederholt wurde.

Es war also schon eine recht ansehnliche Menge von gesammelten Schriften unrechtmäßig erschienen, ehe sich Goethe endlich entschloß, bei Göschen seine bisherigen Werke in acht Bänden herauszubringen. Diese nun erste authentische Ausgabe hat der Dichter genau vorbereitet; eine ganze Anzahl kleinerer Schriften wurde überarbeitet, viele Gedichte sind geändert oder mit anderen Titeln versehen worden. Die Korrekturen las Goethe im Vereine mit Herder und anderen selbst. Die Auflage betrug 3000 Exemplare, wobei Göschen, dem Goethe in der Auflage vollkommen freie Hand gelassen hatte,

¹ Wir entnehmen diese Arbeit der trefflichen neuen Zeitschrift «Das Antiquariat», Wien.